

Heimat

Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Alfred Gulden

HS: In einem Deiner Texte hast Du einen Traum geschildert, Du warst real in einer anderen Stadt, doch im Traum ging es um Saarlouis, um eine bestimmte Straßenecke, Du als Schulbub frühmorgens im Winter. Irgendwann machst Du dann die Wirklichkeitsprobe: Ebenfalls frühmorgens stehst Du in Deiner Heimatstadt Saarlouis tatsächlich an dieser Ecke und bist ernüchtert davon, was Du siehst; wirst vom Traum zur neuen Wirklichkeit geholt und vom Einst zum Jetzt. Du findest den Dir vertrauten Ort verändert, bist enttäuscht. Beklagst einen Bruch des Dir vertrauten Bildes, der Erinnerung, der Du vertraut hast. Die neue Realität bricht Dein Vertrauen in das innere Gefühl. Kann man sagen, so wird Dir da ein Teilchen Heimat weggenommen?

Alfred Gulden: Wenn man Heimat mit Erinnerung zusammenbringt – ja. Wenn man Bilder, die man tief drinnen hat, Kindheitsbilder, Kindbilder, wenn die einem verändert werden oder zerstört, dann ist das schon ein Verlust oder eine Enttäuschung. Als mitten in Saarlouis ein Hochhaus gebaut wurde in einem Maß, das die Kirche 20 Meter gegenüber, die Garnisonskirche, zu einem Gartenzwerg machte, da war mir klar, dass ich die Silhouette von Saarlouis, die ich im Kopf habe, im Kopf hatte – wenn man von der Autobahn, vom Bahnhof irgendwie in die Stadt kam, – dass die zerstört war. Dass da plötzlich etwas ganz anders war, und dieses Andere war keine Verstärkung, sondern: es ist etwas kaputtgemacht worden. So etwas ist immer mit Enttäuschung verbunden. Ich bin nicht gegen Veränderung, ich bin gegen mutwillige, unbedachte, dumme Veränderungen.

Planer fragen die Leute nicht?

Ja, das ist dumm, denn Häuser sind soziale Plastiken, und Hochhäuser in einer Stadt sind es umso mehr; das gilt für alle Städte. Das gilt auch für meine zweite Heimat München, da hat man am Marienplatz – wirklich ein Herzplatz der Stadt ist das – da hat man einfach ein Kaufhaus hingehaut. Das ist auch nicht mehr wegzumachen. In Amerika macht man Häuser einfach weg, bei uns ist man noch nicht so weit. Und das in München, denke ich, war nur Profit, das hat überhaupt nichts mehr mit Stadtbild zu tun; das Wort Stadtbild ist ja nicht unwichtig für unser Thema Heimat. Vor kurzem hab ich

in einem Vortrag gesagt: Das einzige, was grenzenlos ist ist die Dummheit. Da war kein Beifall, es war Schweigen. Aber das geschieht ja oft, dass die Stadtplaner überhaupt nicht an ein Stadtbild denken, sondern nur an eine profitable Funktionalität, die aber gar keine Form mehr hat für die Stadt.

Ich erlebe das in Frankfurt mit.

Frankfurt ist das Beispiel in Deutschland, wobei man sich das „Mainhattan“ gar nicht mehr wegdenken kann. Nur, wenn jemand dort in Frankfurt aufgewachsen ist und man immer dort ist, jeden Tag – dann wächst das sozusagen mit einem alltäglich weiter. Und man regt sich beim ersten, zweiten, dritten Mal auf, aber... man gewöhnt sich. Das ist so, wie wenn man eine Stelle an der Haut immer reibt, und die Haut weiss es dann: Da wird gerieben. Aber wenn Du wie ich immer wieder das Heimweh pflegst und von der einen Heimat in die andere fährst, dann hast Du einen ganz anderen Blick, und dann entsetzt es dich manchmal, was die Leute alles über sich ergehen lassen. Das ist ja, was ich ganz wichtig finde für meine Arbeit, dieser Wechsel von Welt und Winkel...

... das meint?...

das heisst, von zuhaus nach zuhaus zu fahren. Und mir ist es genau so wichtig, wenn in der Straße in München, in der Hippmannstraße etwas verändert wird, wie wenn hier in Saarlouis etwas verändert wird.

Also zu „Heimat“ kann es gehören, wenn man Veränderungen nicht nur registriert, sondern wenn es wichtig ist, *was* sich verändert.

Die Hippmannstraße in München ist ein Ensemble, das nicht verändert werden darf, und das ist schon mal sehr sehr wichtig. Innen ja, aber aussen darf man nichts verändern. Es gibt einen Ensembleschutz dort, das ist ja neben dem Nymphenburger Schloss, das waren die Häuser der Bauleute, die das Schloss bauten. Und hier an der Saar, wo ich wohne, das ist im Schlosspark von Villeroy, da wird das auch so sein, dass sie ein Gefühl dafür haben, dass man ein Haus, das 230 Jahre alt ist, nicht von heute auf morgen in einer dumpfen Art renovieren kann.

Die Diskussion darüber, ob in Frankfurt die Altstadt zum Teil „original“ wieder aufgebaut werden soll, also mit Fachwerk und anderen Alt-Attributen. Wollen Menschen ein Erinnerungsfrankfurt ihrer Kindheit zurückhaben?

Ich bin kein Re-Aktionär, ich bin keiner, der die Zeit zurückdrehen will; also gar nicht. Aber ich bin dafür, und das gelingt ja auch guten Architekten, dass man das, was erhaltenwert und erhaltensnötig ist, auf eine gute Art erhält und das Neue im Maß – es geht immer um den Begriff des rechten Maßes – dazusetzt. Und wenn ein Hochhaus eine Kirche um vieles überragt, das ist einfach maß-los, das stimmt dann nicht mehr. Auf einem freien Platz, da hätten sie von mir aus Babylon bauen können, aber sie denken einfach nicht so weit, dass ein Kirchturm in einer westeuropäischen Stadt eine ganz bestimmte Funktion hat, auch vom Bild her. Das klingt jetzt recht fundamental, aber wenn die Bezüge, die man hat, einfach wegfallen? Kann man alles einfach austauschen? Da kann man ja irgendwo hingehen, und es ist überall und immer dasselbe. Das ist doch entsetzlich! Wenn ich in die Normandie fahre und geh dort in dem Dorf zu Lidl. Ja gut, da sagen Leute: ich krieg überall alles für dasselbe Geld. Aber dafür fahr ich doch nicht weg, da bleib ich doch gleich hier.

Aber ist das nicht das EU-Europa, diese Standardisierung der Konsumgewohnheiten und des Geschmacks?

Da ich ja ein Nischenmensch bin, also antizyklisch lebe – wenn die einen in die Ferien fahren bleib ich zuhaus und umgekehrt, das muss ein Künstler sich leisten können, dass er immer gegen den Strom fährt –, dann ist es so: wenn ich in eine andere Gegend fahre gehe ich dort nicht in den Lidl, sondern zum Bauernmarkt. Auch wenn das jetzt ein bisschen verblasen klingt: Mich interessiert doch, was die Bauern dort auf den Feldern haben und nicht das, was Lidl groß einkauft überall. Oder wo wir jetzt in Spanien waren, da bin ich doch froh, wenn der Pedro die Sachen mitbringt, die er im Garten hat. Oder ich hab gerade von einem Besuch bei einem Bildhauer mit einem großen Obstgarten, ja, da hab ich Trauben und Äpfel und Quitten mitgebracht. Ich esse einfach nicht nur. Essen, Wohnen, das sind für mich wichtige Funktionen, die viel mehr bedeuten als nur Nahrungsaufnahme...

Heimat ist also nicht nur Erinnerung, sondern auch ein Bewusstsein am Ort, im Raum von heute?

Aber natürlich! Erinnerungen für die Zukunft fruchtbar machen! Erinnerung ist doch nicht ein totes Material; ich lebe nicht auf einem Friedhof, ich lebe in einem Garten. Die Jahreszeiten, also: was sich verändert im Lauf der Natur, das ist für mich unendlich wichtig. Ein ewiges Kalifornien würde mich

wahnsinnig machen, ich hab's ja erlebt – das macht mich verrückt, ich brauche die Veränderung, ich brauche jetzt, dass der Herbst kommt, das sind ja Sinnbilder auch für den Menschen. Ich lebe in diesen Sinnbildern. Ewiges Südfrankreich? Das interessiert mich nicht. Für mich ist Heimat eben auch, dass man vier Jahreszeiten hat, die man erlebt. Wenn ich nach draussen sehe, wie sich das Tag für Tag verändert im Park. Ich gehe jeden Tag die elf Fenster ab und gucke. Dann ist das etwas, was für mich in einem Maß Heimat ist. Ein Kalifornien könnte das nie sein, da würde ich mich einrichten müssen, aber ich würde es nicht wollen.

In einem Mundartgedicht erinnerst Du Dich an den Kowenpitt. Ich lese es als Aussenstehender – also ausserhalb des Schauplatzes, ausserhalb des Dialekts – und habe den Eindruck, dass die Ansprache nach „innen“ sich richtet, denn es geht um Menschen mit Besonderheiten, „Originale“, Spitznamen und lokale Dinge, die an Ort und Stelle verstanden werden, die nur räumlich begrenzt relevant sind. Wäre ein Kriterium für „Heimat“ die räumlich, vielleicht auch zeitlich limitierte Gültigkeit von Bedeutungen, anders gesagt: Ist Heimat ein mit anderen vereinbartes, gemeinsam geteiltes Bedeutungssystem mit speziellem Geltungsbereich und eigener Reichweite?

Das sind jetzt Begriffe, wie Wissenschaftler an die Sache herangehen. Ich als Poet, als Nischenmensch suche natürlich immer nach Bedeutungen, nach Zeichen, und zwar im Alltäglichen. So ein Mann wie der Kowenpitt, das ist für mich natürlich nicht nur der, der in der Lindenstraße in Roden in einem Häuschen gewohnt und gelebt hat, sondern das ist für mich ein Mensch, der mit dem, was er besessen hat, sein Leben gestaltet hat. Das geht doch viel weiter als jetzt nur der Dialekt, das ist doch weltläufiger, so etwas. Es geht um den sogenannten – beim Kowenpitt im wahrsten Sinn des Wortes – kleinen Mann, der einen Begriff von Zufriedenheit lebt. Und Heimat in dem Sinne ist nun aber auch dieses Glück, dass man mit dem, was man hat, auskommt, zurechtkommt, sich zurechtfindet.

Glück im Winkel? Wir haben ja oft über diese Metapher gesprochen...

... phh. Ja (lacht), aber das „Glück im Winkel“ ist dann richtig, wenn jemand in diesem Winkel die Welt erkennt für sich. Dann ist das sehr gut, dann hat er die Dialektik völlig begriffen, dass er sagt: Da leb ich, da mach ich das Beste daraus. Da macht er sich Heimat. Es ist seltsam, dass Du gerade auf dieses Gedicht kommst, denn vor kurzem saß ich in Merzig in einem Restaurant,

„Merll Rieff“, und eine vornehme alte Frau in den 80 schon, graues Kostüm, schaute mich unverwandt über drei Tische hinweg von gegenüber an. Beim Gehen blieb sie an meinem Tisch stehen und sagt: Sie sind Herr Gulden... Wissen Sie, dass ich seit 30 Jahren ein Gedicht von Ihnen auswendig kann. Sag ich: Das ist aber schön. Und dann hat sie „Kowenpitt“ zitiert. Das war bei Gott keine Frau, die so gelebt hat wie der Kowenpitt, aber wahrscheinlich hat sie in dem Gedicht so ein Zeichen, so ein Bild gesehen, wenn Du willst – ja, ein Glück im Winkel. Der Kowenpitt war für sie jemand, der seine Welt so gebaut hat, dass er darin leben kann. Das hätte ich, völlig baff, von dieser Frau – von der Kleidung, dem Aussehen her – nicht erwartet, es war sicher ne alte Lehrerin. Aber dieses Gedicht zeigt vielleicht, vielleicht, dass Glück jeder für sich selbst definiert.

Du hast den Kowenpitt so wahrgenommen; diese Frau und Du, ihr habt einen gemeinsamen Bedeutungsvorrat, Erinnerungen vielleicht, eingefangen mit dem Namen Kowenpitt.

Es geht nicht um Erinnerung als nostalgisches Moment, das interessiert mich überhaupt nicht.

Was muss passieren, dass dieser kleine Mann in seiner Welt nach aussen in die große Welt – nach ausserhalb der Heimat – mitgeteilt wird?

Ich hab das Gedicht zu den sogenannten Dialekt-Hochzeiten ja auch in der Schweiz, in Österreich, Luxemburg und Belgien gelesen. Ich denke auch, dass so ein Gedicht nicht eine lokale Beschränkung hat. Das sind ja keine Ortsschwänke, ich denke, dass diese Bilder. dieses Moment doch eine Weltläufigkeit hat – das könnte ja auch der griechische Schuster in Manhattan sein, den ich beschreibe. Manchmal bin ich traurig, dass die Leute meinen, weil etwas in Dialekt ist hat's keine größere Reichweite. Das mag stimmen. Ich denke aber, dass der Kowenpitt in dieser Sprache Dialekt noch mal eine besondere Bedeutung kriegt, dass nämlich der Winkel noch mal mehr Farbe hat, eine Bedeutung hat, die er nicht hätte im Hochdeutschen. Wenn man das Gedicht von Johann Peter Hebel „Wächter in der Mitternacht“, der übers Firmament und die Welt.nachdenkt, aus dem Alemannischen rausnimmt und ins Hochdeutsche setzt, dann wird's einfach ein flaches Philosophieren. Aber in dem Moment, wo das festgemacht wird an sprachlich ganz eng begrenzten Begriffen, in dem Moment kriegt es diese Spannung von ganz nah und ganz weit.

Es gibt zu Deinen Gedichten konsequent eine parallele hochdeutsche Version.¹

Das ist natürlich eine Krücke. Ich hab mich immer geweigert, wenn man nur das Hochdeutsche abdrucken wollte, ich sage: Das ist es nicht. Ich höre ja diese Sprache Dialekt. Mag sein, dass das nur ein paar Leute verstehen, aber es hat eine ganz bestimmte Bedeutung für mich, dass es in dieser Sprache geschrieben ist, sonst hätte ich's ja in Hochdeutsch schreiben können. Der Kowenpitt, ja, das ist auch der griechische Schuster in Manhattan.

Mit „Weltläufigkeit“ meinst Du eigentlich etwas allgemein Menschliches. Klingt pathetisch jetzt...

Es ist ja auch pathetisch; der Begriff Heimat ist, bei Gott, ja auch pathetisch. Aber ich benutze den Begriff Heimat, ohne mich zu genieren, ohne dass ich mich gleich entschuldige. Was ich mache seit zig Jahren hängt ja damit zusammen, dass ich nur mit einem kleinen Akkordeon, Klavier, oder mit der Maultrommel meine Lieder begleite oder dann auch mit einer Bigband. Ich habe immer dieses Spannungsfeld von der einen und der anderen Seite gelebt, und deswegen bin ich der Schlechteste, der krachledernes Heimatverständnis hat. Identität ohne Durchlässigkeit ist für mich uninteressant. Welt und Winkel sind also wie ein Buch, das man zusammenklappt, wie zwei Hände...

Welt und Winkel mit Scharnier?

Ja sicher, das ist ganz notwendig für mich; was ist das eine ohne das andere? In „Silvertowers“ gibt es die Frau, die mit der Fähre von Staten Island, was ja dörflich ist, also richtig Dorf, täglich nach Manhattan fährt, und das ist ja wohl Welt, mehr kann man nicht verlangen. Und sie sagt, das eine ohne das andere würde für sie nicht gehen. Und genau dieses Bild gilt für mich.

Das wäre München und Saarlouis?

München *und* Saarlouis, das kann auch New York und München sein, das kann Prüm und Saarlouis sein. Das geht von Anfang an in meinem Leben: Aufgewachsen in der Kernstadt – Saarlouis war eine geplante Stadt, war nie vorher Dorf, Stadt von Anfang an, auf dem Reissbrett geplant von Vauban, da

¹ Alfred Gulden: Onna de langk Bääm / Unter den langen Bäumen. Lieder und Liedgeschichten. Blieskastel (Gollenstein) 2000

bin ich aufgewachsen – bis ich neun war. Dann sind wir in einen Vorort gezogen, der ganz bäuerlich war, Handwerker, Arbeiter. Da war meine Mutter her, Saarlouis–Roden, daher auch der Dialekt. Das war für mich ein Kulturschock, ich hatte nie gesehen, wie man ein Schwein mit einem Beil erschlägt, nicht einmal ein Schwein im Stall gesehen. In Saarlouis gibt's das alles nicht. Meine Mutter hat mich da in eine Welt hineingebracht, die mir völlig fremd war. Obwohl Vorstadt, es war eine völlig andere Welt, vom Sprechen her. Und dann: Saarlouis und Prüm. Saarbrücken und München. Dann Europa und Amerika – Spannungsverhältnisse. Dann Hochdeutsch und Dialekt. Englisch und Französisch. Es war nie ein-fach, es war immer viel-fach.

Deine USA–Reise, das war ein Kulturschock, beschrieben in „Greyhound“² zuerst. Es gibt eine schöne Definition von Philip Bock: „Kultur in ihrem weitesten Sinne ist das, was dich zum Fremden macht, wenn du von daheim fort bist. ... Kultur umfasst alle jene Überzeugungen und Erwartungen, wie Menschen zu sprechen und sich zu verhalten haben. Diese sind als Resultat sozialen Lernens eine Art zweite Natur für dich geworden. Wenn du mit Mitgliedern einer Gruppe zusammen bist, die deine Kultur teilen, musst du nicht darüber nachdenken, denn ihr alle seht die Welt in gleicher Weise und ihr alle wisst im großen und ganzen, was ihr voneinander zu erwarten habt. Jedoch, einer fremden Gesellschaft direkt ausgesetzt zu sein, verursacht im allgemeinen ein störendes Gefühl der Desorientierung und Hilflosigkeit, das Kulturschock genannt wird.“³

Ja, und was macht man dagegen? Man schafft sich kleine Heimaten, Haltepunkte. Ich war jetzt für drei Tage in Helsinki. Ich kann ausser zwei Worten kein Finnisch. Da kommst du in eine Sprachwelt – dasselbe ist mir in Budapest passiert –, wo du dich auch auf nichts berufen kannst aus dem Romanischen oder Englischen. In einem Café in Helsinki – die reden um mich herum, und ich habe nichts, aber auch gar nichts orten können. Und was macht man dann? Wo bin ich als erstes hin vom Hotel? Zum Bahnhof. Bahnhöfe spielen bei mir eine ungeheure Rolle. Ein Jugendstilbahnhof, ich war fasziniert, hab die Leute angeschaut, die Züge, dann bin ich die Mannerheimstraße, die Hauptstraße runtergelaufen. Und innerhalb von zwei,

² Alfred Gulden: Greyhound. Roman. München (List) 1982

³ Philip Bock (ed.): Culture Shock. New York 1970, IX. Deutsche Übersetzung des Zitats: Ina-Maria Greverus in Kultur und Alltagswelt. Frankfurt 1987, S. 11

drei Stunden hab ich mir Punkte gesucht, die ich auch immer wieder finden konnte.

Hast Du Dich da in Kaurismäki-Filmen wiedergefunden?

Ich hab die ja alle gesehen, aber die Filme und Helsinki sind zwei paar Schuhe; wie jemand sagte: zehn, fünfzehn Kilometer ausserhalb von Helsinki, erst dann hat man Kaurismäki.

Man versucht doch irgendwo anzuknüpfen.

Aber natürlich, und ein Bahnhof ist ein Bahnhof.

Der ist zwar auch standardisiert, aber jeder ist doch wieder anders.

Flughafen, Hotel, Bahnhof. Ich bin (lacht) zum Bahnhof, und das nächste war der Hafen. Städte mit nem großen Hafen. Man klammert sich ja an etwas, wo man sagen kann: das kenn ich schon; ich hab mir in Helsinki sofort die drei Denkmäler gemerkt, die zwei Kirchen. Man macht sich ja sofort einen inneren Stadtplan, an den man sich hält. Und von dort aus geht man ins Abenteuer.

Was sind denn für Dich Kulturschocks heute?

Wenn ich heute Politiker reden höre, wie sie Gesellschaft sehen, dann bin ich entsetzt. Nicht nur wegen der Sprache, die sie benutzen, aber sie haben überhaupt keine Visionen. Ich bin ein 68er, und ich stehe dazu bis ich tot bin. 68 haben wir Visionen gehabt, die natürlich wahnsinnig waren, aber wir haben Visionen gehabt von einer veränderbaren Gesellschaft. Das ist ein Kulturschock für mich, wenn ich heute in Diskussionsrunden reinschaue, höre in Talkshows nur fünf Minuten zu, dann kann ich nicht mehr zuhören – erstens die Sprache, die Wortwahl, wie da miteinander geredet wird; zweitens: es ist so eine dumpfe Bewusstlosigkeit, da ist kein Nachdenken mehr über Gesellschaft. Gut – wir haben das 68 übertrieben, aber es war doch ein ständiges Beschäftigen damit: Was ist, von der Wiege bis zur Bahre, was passiert da in und mit der Gesellschaft. Und jetzt? Es geht darum, wie man schnell etwas in eine Kiste bringt, um gewählt zu werden. Man sieht auf hundert Meter die Fahnen, die getragen werden, das ist doch nur noch Eitelkeit. Kultur ist ja für mich alles, was in der Gesellschaft ist. Dieses Zusammen der Menschen. Die Politiker sind nun mal die, die die meiste Macht haben, nicht die Philosophen. Da seh ich den Umgang miteinander:

Postenkampf und Eitelkeit, das ist Politik heute. Das hat nichts mit Gesellschaft, mit Vision zu tun. Und das zweite ist: dieses sich gegenseitige...

...Belauern?

... nein, das sich gegenseitige Vernichtenwollen. Dass das in einem unendlichen Maß mit Geld gefüttert wird. Ich sah gestern einen Film über Afrika, Ärzte ohne Grenzen. Die betteln da um 500, um 5000 Euro. Und dann in der Tagesschau, man sieht, für wieviel Milliarden wieder Vernichtungswaffen nach Afrika geliefert werden. Da muss man dann sagen, der Mensch ist es eigentlich nicht wert, dass er Mensch ist. Da bin ich manchmal so geschockt, dass ich das Fernsehen ausmache. Als – und da bin ich alter 68er – als der weiss ich, dass es nichts mehr nützt, wenn man ums Springer-Hochhaus herum demonstriert. Da merk ich dann auch, dass ich heute meine Kräfte anders kanalisier; ich mache Lesungen, mache Produktionen, auch mit den Musikern. Aber ich habe überhaupt nicht mehr den großen Anspruch, mit Kunst könne man die Gesellschaft groß verändern. Den hatte ich durchaus mal, den Anspruch. Mit dem „Aktionsraum“, wir haben gedacht, wir könnten in München wie eine Wunde sein.

Wobei das eine schöne Metapher ist: Wir wollen die Wunde der Stadt sein.

Jaja, aber (lacht) die Polizei hat ja mal kräftig draufgehaut auf die Wunde.

Lass uns bei Gefühlen bleiben; jetzt waren wir fast bei Zorn. Wenn Du an das Wort Heimat denkst, dann würdest Du auf ein Lied kommen, „Heimat, ewig liebe Heimat“. Das Lied wurde als Ständchen gesungen und die Reaktion war Rührung, das Herz, der Sinn wurde „gerührt“ – es wurde geweint, die Taschentücher gezückt. „Die Rührung“, vermutest Du, „die die Leute bei diesem Lied erfasste, musste tief irgendwoher kommen, tief sitzen“⁴. Ich erinnere mich an einen Film von Dir, „Grenzfall Leidingen“⁵, in dem Du eine alte Frau fragst, die immer schon an der Dorfstraße wohnt, deren Mitte die Grenze Frankreich-Deutschland ist. Sie ist in ihrem Leben nie umgezogen, hat aber mehrmals – infolge politischer Grenzverschiebungen – die Nationalität gewechselt, sie war mal deutsch, war mal französisch und Du fragst sie, was sich ändern würde, wenn „Europa“ käme und die Grenze da weg wäre. Und sie, Frau Theobald (?) sagt dann: Wo kämen wir dann da hin?

⁴ Alfred Gulden: Nur auf der Grenze bin ich zu Haus. Aufsätze. Saarbrücken 1982, 7 f.

⁵ server02.is.uni-sb.de/gulden/grenzfall_leidingen/intro.htm

Das war für mich ein sehr anrührender Moment, das im Film zu sehen, und gleichzeitig ein Moment der Erkenntnis: was Grenze ist und was Heimat bleibt.

Der Satz „Nur auf der Grenze bin ich zuhause“, ein Gedichttitel, der kommt ja auch da her. Dass die Grenzsituation, die Grenze, durchaus etwas Lebenswertes hat, nicht: Liebens- sondern: Lebens-Wertes hat, gezwungenermaßen oder nicht, und man sich eingerichtet hat, auf diesem schmalen Grat, auf dieser Mauer zu balancieren. Was Frau Theobald, da noch viel deutlicher sagte, war: „Ich bin kein großer Patriot. Dafür haben mein Vaterland und mein Mutterland gesorgt“ – die Mutter war deutsch, der Vater Franzose. Dieses Moment einer – in Anführungszeichen – nicht einfachen Heimat, wo man dann entweder sagt, ich bin Deutscher oder ich bin Franzose. Das gibt es bei ihr nicht.

Nehmen wir diese Gefühle im Kleinen: Du magst die Gegend, wo Du bist, Du magst den Ort. Liebe wäre ein wohl zu starkes und Heimatliebe wäre ein für mich zwiespältiges Wort. Du hast eine emotional positive Bezogenheit auf Deine Nahwelt, die dann aber von aussen und oben ausgewertet werden kann, ins Nationale oder Chauvinistische gesteigert, und dass da ein Missbrauch letztlich getrieben wird mit einem vielleicht elementaren Gefühl, das Du nicht von Geburt an hast; Menschen werden nicht mit einem Nationalstolz oder Patriotismus geboren. Und diese Worte einer Frau „auf der Grenze machen es deutlich: Ihre Heimat ist nicht einfach „ein-fach“, und Frau Theobald lässt sich nicht ver-ein-nahmen. Und eine carte d'identité ergreift nur eine Oberfläche.

Wenn man hört, wer diese krachlederne Heimat vertritt, das sind meistens Leute, die gar nichts wissen von ihrer Heimat, das sind meistens Dummköpfe, die nur einen hohlen Begriff vor sich hertragen oder eine große Fahne, auf der „Heimat“ steht aber garnichts bedeutet. Wenn ich irgendwo einen Film drehe. Wenn da ein Judenfriedhof ist bin ich hingegangen, weil: Dieses Jüdische, dieses Wandern, dieses überall fremd und überall doch Sein, das ist ja für mich das Symbol überhaupt, dass man in der Sprache zuhause sein kann, wenn man sie mitnehmen kann, ohne dass man Konkretes, Haptisches mitnehmen kann, das ist ja etwas Wichtiges in der Sprache, für mich. Da ist mir klar geworden, dass – in New York, in Berlin, in Saarlouis – es Juden sind, die am meisten von ihrer Wahl-Heimat wissen, denn Jerusalem ist ja die Heimat nun mal. Und viel viel mehr als nur die Trottel, die, weil sie

dort geboren sind meinen, sie haben das Recht als Einheimische, alle anderen fremd zu nennen. Dass die Quatschköpfe am lautesten schreien, das ist das Verrückte, die wissen nichts über ihre Heimat, keine Zahlen, gar nichts, weder Geschichte noch irgend etwas.

Warum machen die das?

Weil auch „Heimat“ eine Hohlform ist und weil man gern laut schreit: Ich bin der und der von hier. Weil man Identitäten gern vor sich herträgt, weil die einfach sind. Weil die einem das Gefühl von Zusammengehörigkeit, von Stärke, von Macht geben. Ob diese Schreier manipulieren wollen? Das weiss ich nicht; die wollen kaputtschlagen. Etwa, wenn mir „geborene Saarlouiser“ sagen: Bleiben Sie doch in München, Sie sind doch gar kein Saarlouiser mehr. Also, dass man sozusagen auf dieses Weise jemanden ausbürgert. Ich aber bin da geboren, meine Eltern undsoweiter, doch da gibt es welche die sagen, das ist ja keiner mehr von uns, der beschmutzt ja unser Nest, also weg mit ihm, der soll doch zu den Bayern gehen, nach Amerika gehen, dort soll er bleiben. Dass du kritisch bist, dass du beurteilend schaust – in dem Moment bist du für die, die nur dieses Gefühl, diese Gefühligkeit „Heimat, liebe Heimat“ haben und dann weinen sie. Und wenn du mal nachfragst: ja was ist denn das, wenn du keine Arbeit da hast, wenn du mit ner krummen Nase geboren bist oder mit roten Haaren, wenn du früher ne Brille gebraucht hast als Kind – was ist denn da mit Heimat? Wie gern haust du denn da ab? Da merkst du plötzlich, dass das alles Hohlformen sind. Und die sind ganz schnell mit einem furchtbaren Material zu füllen, das wissen Politiker, das wissen Leute wie Karadžić und wie sie alle heissen. Es ist natürlich toll, wenn man als Heimatdichter sagt: „Der schönste Fleck auf der Welt ist nun mal meine Heimatstadt“, und dann ein Trara drum macht. Ja, dann sagen alle: Der ist toll. Wenn ich aber sage, ich habe genau so viel Hass wie Liebe zu dieser Stadt, wenn ich nur sage, wieviel Dummheit hier auf einem Fleck ist, was denkst du, was dann los ist. Dann sind die nicht glücklich, aber ich bin auch nicht da, um den anderen das Glück aufs Brot zu schmieren. Das ist nicht meine Aufgabe, das kann jemand aus dem Heimatverein machen, der hat das nötig. Aber ich denke, wenn man seine Heimat liebt, dann muss man ihr kritisch gegenüberstehen, muss auch Finger auf die Wunden legen, und das wird natürlich von den Dummebuteln nicht gern gesehen. Die wollen eine blinde Heimatliebe. Wenn man das Saarland kennt und man sieht dann in einer großen Zeitung eine Anzeige, das kleine Land in seinen Umrissen und drunter „Eine bessere Scholle findest du nicht“ – was da alles

zusammenkommt an Dummheit und an Geschichtsunkennntnis. Wer zahlt denn so was? Zu diesem Jubiläum „50 Jahre Bundesland Saarland“ gab es so grüne Tragtaschen, da stand doch tatsächlich drauf: „Saarland: klein. grün. ‚französisch‘“.

Ist das nicht die Befestigung von Weltläufigkeit mit dem Nagel an die Wand?

Natürlich. Jetzt, wo der TGV hier hält: Wir sind jetzt schon eine Banlieue von Paris, in der TGV-Werbung heisst es „Kaffeetrinken in Paris“. Ich sage: Grenzen sind notwendig, aber sie müssen sinnvoll sein. Die Spanier reden schon ganz anders über Grenzen heute, oder die Menschen an der Oder. Die Grenze wird noch furchtbar werden.

Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich ist formal aufgehoben, scheint nicht mehr zu existieren, die zugleich saarländisch-lothringische Grenze aber – markiert sie nicht weiterhin eine nationalstaatliche Peripherie, von den Zentren abgehängte Provinz, die jedoch so etwas wie ein Vakuum bildet, das von Künstlern in Besitz genommen, mit Sinn und Bedeutungen gefüllt wird.

Ja, das passiert. Dadurch, dass wir wieder Randlage sind haben wir auch eine Chance, dass wir – vom großen Mainstream vergessen – hier etwas entwickeln. Ich denke an „Steine an der Grenze“, dieses Bildhauersymposion von 1986. Gestern gerade habe ich Leo Kornbrust⁶ getroffen wie er an seiner Riesen-Basaltsäule einen Text in Polnisch, Französisch, Deutsch, Russisch glaub ich, nach allen vier Himmelsrichtungen da reinhaut dort bei Laumesfeld, die eine Wegseite ist französisch, die andere deutsch, und Du siehst die Grenzsteine. Das ist keine Erfindung, sondern: Du bist mit einem Fuß in Frankreich mit dem anderen in Deutschland. Und ab 1986 kamen Künstler aus vielen Ländern. Und da sieht man, wie die Kunst zeichenmäßig etwas macht. Diese „Steine an der Grenze“ stehen zwischen den alten D/F-Grenzsteinen. Da kommen viele Leute, gehen spazieren, erfahren, dass dieser Weg mal hart bewacht wurde. Das sind Momente, die kann man hier machen. Hier. Wenn wir nicht immer so auf die Hauptstadt schauen würden, was machen die anderen?, und das dann abgucken, wenn wir das, was wir hier haben, maximieren würde, dann könnte man viel machen. Aber die Journalisten wollen immer „die Welt“ hierherbringen, aber das, was wir hier haben, den Aberwitz von Geschichte beispielsweise der Welt zeigen. Das

⁶ s. http://de.wikipedia.org/wiki/Leo_Kornbrust

Vakuum füllen, das Brachland am Rand, das machen wir hier schon, aber es ist nicht so leicht, es nach aussen zu vermitteln, denn die meisten Kritiker fahren ja nur bis Mannheim oder Karlsruhe, mehr wird nicht bezahlt. Da sagst du dir manchmal schon, dieselbe Arbeit, dieselbe Anstrengung hätte in München oder Berlin einen anderen Stellenwert, und hier wird's dann von irgend einem – was weiss ich: Kreisverordneten – quittiert mit: Naja, macht halt mal, oder: Was soll der Blödsinn. Da ist der Negativ-Provinzbegriff schon sehr durchschlagskräftig. Natürlich, wenn irgend ein Hampelmann aus Berlin kommt, der halt dort schon aufgetreten ist, der kriegt hier gleich die Halle voll. Aber Leute von hier, die begreifen sich nicht als wichtig, sondern: was von aussen kommt, kriegt sofort doppelte Punkte wie beim Europapokal.

Heimat ist weniger wert?

Das ist etwas, womit ich ja lebe seit 30 Jahren. Einige von hier stilisieren sich selbst, doch sie haben keine Einschätzung. Das ist, was ich versuche mit ein paar Leuten hier, wir machen ja Musik und so Sachen. Aber du musst die Aussenresonanz haben, musst in Berlin, Frankfurt, Darmstadt, München überall auftreten, damit die hier merken, dass es was ist. Sonst sagen sie, ach Gott, das kann ja nicht viel sein, den kenn ich ja.

Jemand, der Dich nicht mag, will Dich nicht nur fremd machen oder sagt: hau doch ab!, sondern auch abqualifizieren, indem er Dich „kennt“. Das Nahe ist dann wieder das Falsche.

Der will nicht, dass deine Qualität, die du bringst, hier ist, sondern: Seine, seine Qualität soll der Maßstab sein. Und da fließt vieles ein, ohne dass gesagt wird, wo man's her hat. Andererseits aber: Wenn man aussen war und wieder zurückgekommen ist dann setzt man hier auch Standards. Die können dann nicht sagen, den gibt's nicht. Das ist nicht unwichtig, dass man im Ländle auch „da“ ist, nicht nur ab und zu kommt zu einer Lesung oder Filmvorführung und ansonsten in München ist, sondern dass man hier auch ganz konkret lebt. Es gibt enorm viel mehr Leute, die das schätzen als die, die sagen, wieso bleibst du nicht in Bayern? Ich kann nicht sagen, dass das Saarland mich kaputtgemacht hat. Ähnlich wie Herbert Achternbuch über Bayern hab ich vor 20 Jahren mal im Rundfunk hier gesagt: Ich liebe dieses Land, ich mag dieses Land mit allen Vor- und Nachteilen und werde so lange bleiben, bis man es ihm anmerkt. Ich hab ja auch viel Zuspruch, dass die Leute sagen, dass da in Jahrzehnten etwas entstanden ist, was ja meint: wo

sie sich auch drin finden und was sie gar nicht mehr als von mir genommen ansehen, was sich also verselbständigt hat. Da bin ich schon stolz, wenn sich etwas von mir völlig ablöst und Allgemeingut wird, etwa die „Leidinger Hochzeit“; den Titel des Romans kennen viele, die ihn nie gelesen haben.

Die derzeitige Heimat–Renaissance. Die Medien steigen großflächig auf „Heimat“ ein, der BR beispielsweise mit einer Heimatsoap – täglich. Warum diese Konjunktur?

Was momentan mit dem Begriff Heimat wieder läuft, auch hier im Saarland. Merkwürdigst: Ich werde an keiner einzigen dieser Podiumsdiskussionen beteiligt. Obwohl ich seit fast 40 Jahren mit dem Begriff Heimat zu tun habe. Es sind Leute als Spezialisten da. In Saarbrücken, in Merzig, auch an der Uni war „Heimat“, bei der Friedrich Naumann–Stiftung: Heimat. Die Redaktion der „Saarbrücker Hefte“⁷ hat ein großes Interview mit mir gemacht über Heimat und Identität, diese Zeitschrift wurde wiederum besprochen von der „Saarbrücker Zeitung“, und da kam dann auch der Satz: „Und Alfred Gulden durfte seine doch sattsam bekannten Sätze über Distanz und Identifikation loswerden“. Sie machen selber Diskussionsabende, aber ich bin sattsam bekannt. Sie machen diese Veranstaltungen „Heimat“, als wäre das nicht sattsam bekannt. In der Zeitung, in der ich in den 1970/80er Jahren selber geschrieben habe⁸. Den brauchen wir nicht mehr, das ist ja ewig alt, und das wissen wir ja alles schon. Und dabei wissen sie gar nichts.

Und warum Heimat. Heimat jetzt. Heimat jetzt wieder. Warum?

Ich denke, dass Europa, wie es als Vision gesehen war – wir haben ja gesagt: Europa ist wie ein Flickenteppich, jede Farbe muss da einen Faden haben – , dieses Europa scheint nun doch eine rein wirtschaftliche Austauschbörse zu sein. Was ich mit Lidl sagte: Die Wirtschaft scheint Europa fest im Griff zu haben und nicht das Besondere an jedem zu wollen, sondern ein Allgemeines. Und da haben einzelne Menschen natürlich Angst, dass sie

⁷ saarbrücker hefte. Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft

⁸ Alfred Gulden in der Saarbrücker Zeitung, u.a.: Der Heimatdichter als Mundartautor (1976); Die Last des Erzählens (1979); Aus sich raus, ein sich ren. Notizen zu einer Fernsehserie in Mundart (1980); Eine Region wacht auf? Notizen auf dem Weg nach Vigy (1981)

untergebuttert werden, dass Europa nur noch ein allgemeines, auswechselbares Gemisch ist.⁹

Und die EU–Europäer in Brüssel produzieren dann eine affirmative Schmuseheimat?

Nein, schlimmer, sie wollen Europa in einer Uniform. Die Chance von Heimat wäre doch, dass man das maximiert, was man hat und dem anderen die Möglichkeit gibt, das kennenzulernen und umgekehrt auch die Neugierde hat. Aber wenn du jetzt quer durch Frankreich fährst und kannst bis Marseille zum Lidl gehen und kriegst die Butter, die du auch in Saarlouis hast? Für die ideal, die's leicht haben wollen. Andererseits, wenn du gar nichts Eigenes mehr hast, dass es also überall gleich aussieht – überall die selbe Disco, die selbe Musik – was fahr ich dann noch weg? Die Leute haben aber Angst, dass sie Nummern sind, austauschbar, dass sie nichts mehr sind.

Man will sich zwar unterscheiden, hat und wird aber überall dasselbe. Geeint sind wir auch standardisiert.

Ja, da sind wir beim Punkt. Überall die selben Kleider, Jeans, spitze Stiefel, von Helsinki bis Spanien. Da gibt's kein Unterschied. Da bist du ja schon froh, wenn du einen Bayern in der Lederhose siehst. Die Oktoberfestfotos jetzt aber – da laufen alle im Dirndl rum und alle in der Krachledernen. Nicht zu fassen. Vor zehn Jahren hast du in München keinen so gesehen, wenn doch, dann waren das die, die aus Tölz in d'Stadt einikamen fürs Oktoberfest, dann haben sie Tracht angelegt. Aber die Tracht ist heute doch

⁹ Das bekannteste Gedicht von Alfred Gulden heisst „De Grenz“ (Die Grenze, 1982), mit den nahezu sprichwörtlich gewordenen Eingangszeilen: „Aam hällen Dach / metten of da Gaß / han aich de Grenz / gefon./ Wat hòtt dii dòò / valooa? (1982). Es enthält auch folgende Zeilen: "Vaan ween Europa! / Dat es denn Ais! / Dää eascht woo dòò / fäscht drofdtreet; / däää brächt en! / Un dòòch, dòòch, dòòch! / En Aanfang muß et gen! / Sonscht fend dii Dommhätt / kääme Änn! Aam Änn / gewennt se noch! / (wii emma...) [Von wegen Europa! Das ist dünnes Eis!, der erste, der fest drauftritt, der bricht ein. Und doch, doch, doch! Einen Anfang muß es geben! Sonst findet die Dummheit kein Ende mehr! Am Ende gewinnt sie noch! (Wie immer...)]. Das Gedicht wurde nicht nur in Dialekt und Hochdeutsch, sondern auch in französischer Übersetzung publiziert; die relevante Stelle lautet: Penses–tu, l'Europe ! / C'est de la glace si mince ! / le premier qui / marche dessus / de tout son pois s'enfonce. / Et malgré tout ! / Il faut qu'il y ait un début ! / Sinon la bêtise sera sans / fin ! Elle finira / par gagner quand même ! (comme toujours...). In: frontières. revue de l'action culturelle du bassin houiller lorrain 1 (1984, S. 18)

ein Muss auf dem Oktoberfest. Das ist das Standardisieren von Besonderheiten.

Da steht die eine Standardisierung gegen die andere Standardisierung.

Ja, da läuft dieser Trend Heimat: Heimat, das wär mal wieder etwas, das könnte man nach 30 Jahren mal wieder bringen. Anfang der 70er hat man das gemacht, und jetzt ist es wieder mal in der Luft: Heimat – können wir das mal nicht wieder ein bisschen hochfahren? Wenn dann ein Aff das macht, dann machen sie alle das nach. Von Berlin bis ins kleinste Dorf hier im Hochwald. Es ist nicht zu fassen. Die Medien tun kräftig dazu. Max-Ophüls-Festival letztes Jahr, was war das Thema? Heimat! Der fremde Blick aufs Saarland. Und haben Dutzende von Filmen verteilt hier an die von aussen: Saarland – ist das eine Heimat?

**Heimat ist dann etwas wert, wenn man von aussen wahrgenommen wird?
Indem die Heimat hier von aussen entdeckt wird, wirst Du selbst anerkannt?**

Ja, wobei Heimat dann nie einen kritischen oder gar negativen Ton hat. Dann bin ich bei meinem Großvater, der meinte: Heimat ist, ja, wie ein Denkmal. Da steht etwas, wo man hinschauen muss: Heimat. Und wenn man Heimat in den Dreck zieht, das tut nur ein ganz Schlimmer. Und Heimatschutzbund, wenn ich das höre, und Heimatvertriebene, ein Begriff, der bis heute noch gepflegt wird. Heimatvertrieben ist ein Begriff – da geht es überhaupt nicht mehr um das Was und Warum. Ein Vertriebener, das ist von vornherein jemand, dem man was Unrechtes getan hat.

Da wird das politische Kalkül mit „Heimat“, die oktroyierte Heimat, die Pflicht zur Heimat-Liebe zum zweitenmal politisch ausgewertet.

„Dieses kleine Land“ – da haben die doch tatsächlich gemeint hier, ich schreibe ein Stück über Müller und Lafontaine¹⁰. Nein, ich schreibe ein Stück über Missbrauch von Ideologien, von dumpfen Begriffen. Ein Missbrauch, und der wird von allen betrieben, die Macht haben.

War das Stück zu abstrakt?

¹⁰ Alfred Gulden: Dieses kleine Land. Uraufführung 2005 am Saarländischen Staatstheater Saarbrücken. Müller, Lafontaine: Saarländische Politiker. Oskar Lafontaine, Ministerpräsident 1985–1999; Peter Müller, Ministerpräsident 1999–2011

Ja, bis hin zu Professoren, die gesagt haben: Ja, man kann nichts greifen. Und sie haben gefragt: Und die Moral von der Geschichte? Kann ich auch ganz simpel antworten: Man kann nicht einfach sagen: Ich bin für die Auflösung dieses kleinen Landes Saarland oder gegen die Auflösung. Ich bin gegen die Politiker, die mit der Auflösung oder dem Bewahren ihre Posten, ihre Macht stabilisieren. Es geht um Eitelkeit und Macht. Es geht um Missbrauch von Identitäten. Es gab Universitätsprofessoren, die gesagt haben: Man muss doch mal Klarheiten schaffen! Aber das ist doch klar, was da passiert. Und „Dieses kleine Land“ ist ein Heimatstück. Aber kein Stück, das dem Saarland klarmacht, dass man kämpfen muss für seine Heimat. Du musst *gegen diese Leute kämpfen*, die diesen Begriff Heimat schamlos benutzen. Die würden diese Heimat genau so verkaufen. Schau nach Tschetschenien. Das ist etwas, wo ich meine, da wird Heimat gefährlich.

Oktober 2007, autorisierte Überarbeitung Januar 2012